Zeitschrift: Schweizer Erziehungs-Rundschau : Organ für das öffentliche und private Bildungswesen der Schweiz = Revue suisse d'éducation : organe de l'enseignement et de l'éducation publics et privés en Suisse

Herausgeber: Verband Schweizerischer Privatschulen

Band: 11 (1938-1939)

Heft: 10

Artikel: Heimedluut

Autor: Vogel, Traugott

DOI: https://doi.org/10.5169/seals-850939

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 10.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

gogisch durchdachter und einwandfreier Unterrichtsfilme ein Ding der Unmöglichkeit wäre, wenn nicht alle am Film Beteiligten ihre gesamte Arbeit in selbstloser Weise, ohne jede Entschädigung, zur Verfügung stellen würden. Schon das Aufbringen der Kosten für den Rohfilm und die technische Bearbeitung macht der SAFU die größte Mühe, und es muß für jeden Film irgendwo um Beiträge geworben werden. Die Schulbehörden und der Staat haben bisher, mit wenigen rühmlichen Ausnahmen, die Bestrebungen der Unterrichtskinematographie noch nicht unterstützt. Die SAFU hofft aber, nachdem sie in bald zehnjähriger Gemeinschaftsarbeit das neue Unterrichtshilfsmittel schulreif gemacht und seine Bedeutung für die geistige Entwicklung der Schüler gezeigt hat, daß jetzt auch unsere Behörden aus der Zurückhaltung heraustreten, sich selbst von dem einzigartigen Wert des Unterrichtsmittels überzeugen und es demgemäß unterstützen. Wenn auch unsere Mitglieder immer wieder bereit sind, unzählige freie oder sogar für ihre Erholung nötige Stunden der Ausbildung und Gestaltung der eindrucksvollen Unterrichtshilfe zu opfern, so kann damit nicht alles geleistet werden, denn wenn wir rascher arbeiten und größere Aufgaben in Angriff nehmen wollen, so braucht es dazu noch das nötige Geld.

Ernst Rüst.

Auskunftsstellen der SAFU.

Zweck der SAFU ist die Förderung der Entwicklung und Einführung des Unterrichtsfilms, der einen wertvollen, klar begrenzten Lehrinhalt für eine bestimmte Schulstufe bietet. Um diesen Zweck zu erfüllen, hat sie unter anderem auch eine Anzahl Auskunftsstellen geschaffen, bei denen Lehrerschaft und Behörden alle wünschenswerten Auskünfte über die vielgestaltige Frage der Unterrichtskinematographie erhalten können. Auskunftsstellen der SAFU für pädagogische Fragen sind: Für die Unterstufe (1. bis 6. Schuljahr) Ernst Bühler, Präsident der Zürcher Arbeitsgemeinschaft für Lichtbild und Film, Mittelstraße 55, Zürich 8; für die Sekundarschulstufe (7. bis 9. Schuljahr) Ad. Sprenger, Sekundarlehrer, Breitestraße 93, Winterthur; für Lehrerbildungsanstalten O. P. Schwarz, Dornacherstraße 195, Basel; für Mittelschulen Dr. Hans Noll, Leiter der Lehrfilmstelle des Kantons Basel-Stadt, Münsterplatz 19, Basel. Ueber allgemeine Fragen der Unterrichtskinematographie und des Films und technische Angelegenheiten des Films und Lichtbildes gibt Auskunft: Dr. Ernst Rüst, Professor am Photographischen Institut der E. T. H., Sonneggstraße 5, Zürich 6.

Leihsammlung der SAFU.

Die Leihsammlung der SAFU umfaßt Ende des Jahres 1938 60 verschiedene Unterrichtsfilme mit einer Gesamtlänge von 5760 m. Die Durchschnittslänge eines Films liegt also bei ungefähr 100 m, was einer Vorführungszeit von etwa 14 Minuten entspricht, gerade die richtige Dauer für einen Unterrichtsfilm, den man in der Schule vorbereiten und auswerten will. Die kürzesten Filme dauern nur 2½ Minuten, die längsten, die unter Umständen als Ganzes auf einmal vorgeführt werden können, 19 Minuten. Zu einigen Filmen gehören gleichzeitig aufgenommene Lichtbilder, mit deren Hilfe man den Film sorgfältig vorbereiten kann; dafür ist der Film dann entsprechend kürzer gehalten.

9 Filme dienen der Unterstufe der Primarschule (7. bis 9. Altersjahr), 20 Filme der Oberstufe (10. bis 12. Altersjahr). Auf der Sekundarschulstufe und der Unterstufe der Höheren Schulen (13. bis 15. Altersjahr) sind 38 Filme verwendbar, auf der Oberstufe Höherer Schulen 46, davon 12 auch an Hochschulen.

9 Filme betreffen den noch nicht in Fächer geteilten Unterricht der Unterstufe der Primarschule, 9 Filme dienen dem Unterricht in Botanik, 12 demjenigen in Zoologie und 13 dem in Geographie. 11 Filme unterstützen den Unterricht in Chemie, 13 in Technologie und 14 denjenigen in Warenkunde.

Sämtliche Filme sind von Lehrern, die im Filmunterricht der betreffenden Schulstufen Erfahrung besitzen, nach den strengen Grundsätzen der SAFU ausgewählt worden. Es sind Filme, die nicht der Unterhaltung, sondern dem Einsatz in den regelrechten Unterricht dienen, dem sie nach Inhalt und Aufbau angepaßt sind. Schulen verlangen das Schmalfilmverzeichnis der SAFU bei der Leihstelle, Photographisches Institut der E. T. H., Sonneggstraße 5, Zürich.

Heimedluut.

Von TRAUGOTT VOGEL. Mit Beiträgen von Otto v. Greyerz, A. Büchli, G. Thürer, E. Thommen, P. Haller.

Vorbemerkung der Redaktion: Wir freuen uns, nachfolgend auf drei neu erschienene Bücher hinweisen zu können, in denen Schweizer Art und Geist lebendig ist. Dank des Entgegenkommens der Verleger, sind wir in der Lage, von jedem Buche eine charakteristische Leseprobe mit zu veröffentlichen.

I.

„Die Muttersprache! Wenn man erst wüßte, wie interessant sie ist! wie unsre Heimat, unsre Geschichte, unsre Stammesart, unsre Natur-, Lebens- und Staatsauffassung in ihr ausgeprägt sind!“ Mit solchen beschwörend gemurmelten Worten hebt der Herr Professor aus Bern den Deckel von seiner Pappdose und bietet uns von seinen Pillen an. „Der schweizerischen Lehrerschaft, den Freunden, Verehrern und Dienern unserer Muttersprache gewidmet“, steht auf der Packung. „Sprachgeist zu wekken, Liebe, Ehrfurcht und Verantwortung gegenüber unserer Muttersprache, ist der Wunsch dessen, der diese Sprachpillen gedreht hat“, sagt er und reicht

uns die ganze Dose zu beliebiger Verwendung, und wir greifen zu, lecken und lutschen und loben den Pillendreher, der zu seinem fünfundsiebzigsten Geburtstag uns und sich selbst so unvergleichlich beschenkt hat. Seine Gabe heißt: **Otto von Greyerz: „Sprachpillen“** und ist bei A. Francke A.-G., Bern herausgekommen. Eine empfehlende Besprechung erscheint uns überflüssig; es genügt, denen, die sprachhungrig sind, eine Probe aus dem Buche einzugeben, und sie werden gierig sein nach mehr, so gierig wie wir, die wir die Dose wiederholt ausgeschleckt haben und auf eine neue plangen. Er ist ja noch so jung, der greise Herr Professor, der wohl heimlicherweise unterm weißen Labormantel die grüne Gärtnerschürze trägt, und hat sicher noch Samen genug in seinen Fächern. Ja, lebendige Samen sind es mit schlafenden Keimen, keine bittern Pillen, die er verteilt. Sie werden aufgehen, ihm zur Ehre und seiner Muttersprache, der er ein reiches Leben geweiht hat.

*

Aus den „Sprachpillen“ von Otto v. Greyerz:

zäntum.

Nicht centum, wie Gotthelf mit Humor und großartiger Unbekümmertheit um alles Sprachgeschichtliche schreibt, und auch nicht z'änetum, wie Rudolf v. Tavel schreibt, der sich doch aufs Berndeutsche verstand wie kein zweiter Stadtberner, sondern zäntum, auch zäntume. Alten Bernern ist das Wort noch wohlvertraut, aber den jüngeren fängt es an zu entschwinden oder ist schon entschwunden. Vielleicht verstehen sie nicht einmal den Witz des alten Ineichen, des ersten luzernischen Mundartdichters: 's ist zentume öppis, nur i mym Gäldseckel ist nüüd: allenthalben ist etwas (nämlich Schlimmes), nur in meinem Geldsäckel ist nichts.

Warum sterben solche Wörter aus?

Weil ihre Lautform und besonders ihre Buchstabenform die Herkunft verdecken, unserm Wurzelgefühl nicht nachhelfen. Bei zäntum mag auch der störende Anklang an lat. centum: hundert, dazu beitragen, daß man dem Wort mißtraut, etwas Mißgeartetes vermutet, mit dem man sich lächerlich machen könnte— und da läßt man es lieber fahren. Schriebe man der Herkunft entsprechend z'äntum oder z'Änd-um, oder spräche und schriebe man wie die Basler: zänd-ane, so würde die Zusammensetzung schon etwas klarer. Noch besser wird dem Verständnis nachgeholfen, wenn man in altem Schweizerdeutsch liest: z'änt der Welt ume: bis zu Ende der Welt herum. Der Kern des Wortes ist also: zu Ende, mundartlich zänd, zusammengezogen wie zwäg (zu Weg), zhuus (Haus), zmitts (Mitte), zrings (Ring), zschuel (Schule), ztratz (Trotz), zleid (Leid), z'Fade schlah, z'Tod falle, z'Hudlen u z'Fätze verschlah; vgl. hochdeutsche Verbindungen wie zuweilen (Weile), zufolge (Folge), zurecht (Recht), zurück (Rücken), zufrieden (Friede) und mit verkürztem zu: zwar (aus ze wâre = in Wahrheit). Zäntum heißt also: bis ans Ende herum, örtlich gedacht, somit = überall, allenthalben.

An dieser Herkunft ist gar kein Zweifel, denn z'end kommt in zahlreichen Verbindungen mit Umstandswörtern vor: zänd-ab, zänd-ane, zänd-ufe, zänd-use. Der Obersachse, der das -nd wie der Emmentaler auch als -ng ausspricht, sagt (mit adverbialem s, wie in unsrem mitts) zengs und zengst (das -t wie in unsrem anderst neben anders), zengst-naus, zengst-nunter; der Bayer hingegen zenz (aus z'ends), z. B. zenz-fuet (bis ans Ende fort), zenz-nah, zenz-ummi usw.

Das -t in unsrem zäntum ist eine nicht seltene Verhärtung des Auslautkonsonanten, die bei b, d, g im Mittelhochdeutschen allgemein war; wir sagen ja auch äntlech, früntlech usw., ferner wägg (weg, fort) neben Wäg, abb neben ab, sprichwörtlich: e guete Chrump isch nit ump, neben: e chrumbe oder chrumme Rügge usw.

Zäntum ist gebildet wie zringum, das auch mit adverbialem s vorkommt: zringsum und andere Erweiterungen aufweist: zringelum, zringsetum, deringsetum (den R.) und deringetsum.

Das Mädchen der Bastille.

So nennt Paul Ilg die junge Heldin seines gleichnamigen Romans. Sie hat ihr Leben daran gesetzt, ihren Vater, den Chevalier de Fargues, aus der Bastille zu befreien. Darum heißt sie im Volksmund „la fille de la Bastille“ — das Mädchen der Bastille. Aber ist das richtig übersetzt? Die Bastille hat einen Gouverneur, einen Beichtiger, einen Arzt, sie hat vor allem Gefangene, Insassen, Wächter usw., das sind der Gouverneur, der Arzt, der Beichtiger der Bastille, das sind die Gefangenen der Bastille usw. Aber kann es auch ein Mädchen der Bastille geben? Kann ein Mädchen darum, weil es sich verkleidet in die Bastille schleicht, um den Vater zu suchen, „das Mädchen der Bastille“ heißen? Wenn wir von einem Mädchen der Gräfin oder einer Frau X hören, so kann es das Kammermädchen, vielleicht auch ein Töchterchen der Gräfin oder der Frau X sein — aber was sollen wir aus einem Mädchen der Bastille machen? Hat der Verfasser des Romans nicht einen Mißgriff getan, indem er das „de la Bastill“ mit einem Genitiv übersetzte? Hat er nicht übersehen, daß „de la Bastille“ sowohl „der Bastille“ als „von der Bastille“ bedeuten kann, und daß im vorliegenden Fall nur „von der Bastille“ dem Sinn entspricht?

„La pucelle d'Orléans“ ist nicht die „Jungfrau Orléans'“, sondern die Jungfrau von Orléans oder, wie Schiller eines seiner Gedichte überschreibt: das Mädchen von Orléans; damit ist nicht etwa die Herkunft gemeint — das wäre Dom Rémy — sondern die Stadt, durch deren Einnahme das Mädchen zur Volksheldin geworden ist. Friedrich Halms Fechter von Ravenna ist nicht der Fechter Ravennas; er heißt „von Ravenna“, weil seine Mutter Thusnelda ihn dort im Kerker geboren hat. Es gibt Titel von Büchern und Gedichten genug, die uns einen Bedeutungsunterschied zwischen Genitivfügung und Fügung mit „von“ erkennen lassen. Die „Bettlerin vom Pont des Arts“ ist nicht die Bettlerin des Pont des Arts, der „Einsame vom Berge“ ist nicht der Einsame des Berges, das „Lied von der Glocke“ ist nicht das Lied der Glocke, die „Unschuld vom Lande“ ist nicht die Unschuld des Landes, die „Geschichte vom General Suter“ (ein Schauspiel) ist keineswegs die Geschichte des Generals Suter. Wohl gibt es Fälle, wo im Deutschen beide Fügungen ziemlich gleichwertig sind: der „Glöckner von Notre Dame“ ist wirklich der Glöckner der „Notre Dame“, die „Frau vom Hause“ ist nicht viel anderes als die Frau des Hauses, dagegen etwas anderes als die „Hausfrau“; die „letzten Zehn vom vierten Regiment“ könnten auch die letzten Zehn des vierten Regiments heißen; aber „Träume der Wüste“ (von Boßhart) sind nicht Träume von der Wüste, denn es sind Sagen und Märchen, die gleichsam die Wüste selbst geträumt hat, und Briefe von meinem Vater (die er geschrieben hat) sind nicht

notwendig auch Briefe des Vaters (die ihm gehören). Manchmal unterscheidet sich der eigentliche vom redensartlichen Sinn: das Ende vom Liede heißt redensartlich etwas anderes als das Ende des Liedes. So sagt man als Redensart immer: der Anfang vom Ende und nicht der Anfang des Endes.

Nun glaube man ja nicht, daß der literarische Sprachgebrauch in der Unterscheidung der beiden Fügungen sicher und tadellos sei. Schriftsteller, die eine Umgangssprache sprechen oder eine Mundart, sind mehr als andere geneigt, die Umschreibung des Genitivs mit „von" zu gebrauchen. Das läßt sich weit zurückverfolgen. Fangen wir nur bei Albrecht Haller an, der sich sein Leben lang um reines Deutsch bemüht hat und dennoch, ganz mundartlich „im Joch vom Aberglauben", „Gebieter von dem Winde", „beim Licht von der Vernunft", „würdig von Weihrauch und Altar" schreibt und (in seinem Roman „Fabius und Cato"): „Ich sehe den Untergang von unserem Vaterlande". Die Klassiker, namentlich die süddeutschen, leisten sich solche Freiheiten auch. Bei Wieland findet man allein im Oberon „der Feind von seinem Hause", „an der goldnen Lehne von seinem Stuhle", „dem Sohn und Erben von meinem guten Herrn", anderswo auch „am Räuber von einem so teuren Leben" und „Freunde, von denen schon der Anblick weise macht". Goethe schreibt im Tasso „das Ziel von seinem besten Wunsch" und in dem Gedicht „An Luna" redet er den Mond als „Schwester von dem ersten Licht" an, während zum Beispiel die gleiche Anrede in einem Mondlied von Hermann Burte lautet: „Holder Dieb des ersten Lichtes". Und Grillparzer, der Oesterreicher...

Doch genug der Beispiele. Sie mahnen uns, nicht päpstlicher sein zu wollen als der Papst und die Schriftsprache nicht durch grammatische Orthodoxie gegen alles Volkstümliche abzusperren. Alle deutschen Mundarten und Umgangssprachen zeigen nämlich eine deutliche Abneigung gegen Genitivformen und -fügungen und umgehen sie deshalb durch Umschreibung mit „von". Das weiß der gutgeschulte Schweizer Schriftsteller und fällt nun leicht, aus übertriebener Gewissenhaftigkeit, in den entgegengesetzten Fehler, daß er krampfhaft Genitive setzt, wo das „von" gut und recht wäre. So hat unlängst eine Lehrerzeitung an einem behördlichen Erlaß Kritik geübt, weil da von „Handarbeiten vom letzten Jahr" die Rede war. Gewiß mit Unrecht; denn es handelte sich um Handarbeiten, die vom letzten Jahre stammen und von da her gesammelt worden sind. Es liegt eine Vorstellung von Geschichte, von langsam gereifter Arbeit, von zeitlicher Entfernung in diesem „von", was dem kalt-logischen „Handarbeiten des letzten Jahres" abgeht. Der „Teekessel von der Urgroßmutter" sagt in diesem Sinne auch mehr als der „Teekessel der Urgroßmutter".

Und so sagt auch das „Mädchen von der Bastille" mehr als das „Mädchen der Bastille".

II.

Greifen wir gleich noch in eine zweite Dose. Sie ist bunt bedruckt mit einem Bild von Ernst Kreidolf und trägt die Aufschrift: **„E Trucke voll Rätsel, bim Entrümple ufgablet vom Arnold Büchli".** (Verlag Sauerländer). Eine nicht minder entzückende Gabe als die vorigen Pillen. Hier liegen die Knackfrüchte schichtweise gedrängt, und in Anspielung an den Namen des Aehrenlesers aus Aarburg, unseres Sagenfinders A. Büchli, möchte man seine Sammlung als „Büchlinüßli" bezeichnen und empfehlen. Es wird ein Vorwort mitgegeben, das als kurzgefaßte Monographie des Rätsels gelten kann. — „Wohl drei Jahrtausende launigen Phantasieschaffens haben unsere Rätseltruhe gefüllt. ... Es ist ein Spiel geworden, kein müßiges, sondern ein Stirnen entwölkendes. Entspringt es doch aus der Lust, 'die Dinge neu und seltsam zu sehen'..." Trotzdem die neuartige Sammlung aus vielen alten Quellen schöpft, will sie nicht wissenschaftlichen Zwecken, sondern lebendiger Gegenwart dienen, und mit dem spürsinnigen Sammler, Fasser und Verfasser wünschen wir: Es blühe das schöpferische Spiel des Rätselratens, das auch um das Kleinste noch den Zauber des Ueberalltäglichen breiten möchte!

*

E Hampfle Buechnüßli.

Bim Entrümple ufgablet vom Arnold Büchli
(Verlag Sauerländer)

D' Vögeli händ uf mr gsunge,
Us em Wald bin i gsprunge,
Bin is Hus ie go laufe.
Do chasch mi iez trampe, wi d' witt,
I tue ke Schritt.
(Spinnrad)

E wißes Schüppung,
Es gälbs Jaggeli
Un es rots Hübeli.
('s Zündhölzli)

Es gfräses Mul,
E füürige Buch
En isige Tarm
Und git warm.
(D'Zäntralheiziig)

Was hot sein busen voll steyn
vnd würt gefunden selten allein,
hot auch ein rotes röcklein an,
thet manchem nichts, ließ man es stan.
(hipffen = Hagenbutten; aus dem Jahr 1505)

Weles isch das frächisch Tier?
(B' Fleigä, si schißt Keenig und Kaiser uf d'Nasä; aus Uri)

Am Tag macht's tigg, tegg, tagg,
Z'Nacht stoht's under em Strausack.
(Holzböde, zoccoli)

*

III.

Und zum dritten wird aufgetischt: nichts in Schachteln Gepacktes, aber eine duftende Buschle, ein in währschaftem Blumengeschirr dargereichter „Schwyzer Meie" („Die schönsten schweizerdeutschen Gedichte", herausgegeben von Adolf Guggenbühl und Georg Thürer. Schweizerspiegel-Verlag). Da steckt man die Nase drein und genießt und niest beseligt: Hätschi. Aus dem großen, weitverstreuten Vorrat an schweizerdeutschen Mundart-

versen, an Kunstlyrik und Volkslied, hat man diesen Strauß gewonnen und nach Erlebniskreisen gebüschelt; auf Vollzähligkeit der Gaue oder der heimischen Sänger wurde nicht geachtet; ganze Talschaften fehlen, Graubünden, Wallis und Uri sind spärlich vertreten oder gar nicht da, einige Dichter stellen Proben, die keineswegs kennzeichnend für ihre persönliche Tonart sind, jedoch dazu beitragen, diesen Meien um ein zartes Färbchen zu bereichern. In einem wohlerwogenen Nachwort Georg Thürers wird diese Art des Büschelns überzeugend gerechtfertigt und nebenbei das Werden eines mundartlichen Balladen-Bandes angedeutet. Wir freuen uns ehrlich dieses Blumenstraußes und können nichts Besseres wünschen, als daß die Feststellung des Verlegers, das Buch sei seit Jahrzehnten fällig, sich dahin auswirke, daß es nicht als Herbar in den Lagern vergilbe, sondern hinausgetragen werde in die Landschaften, wo seine Blüten gepflückt wurden. Daß man auf sein Kommen tatsächlich gewartet hat, erweist sich im erstaunlichen Umstande, daß uns bereits die zweite Auflage vorliegt; oder ist dem nicht so und bedeutet der Vermerk „2. Auflage" nichts anderes als 2. Tausend? Und müßte diese für schweizerische Verlagsverhältnisse etwas ungewohnte und befremdliche verlegerische Eigenart der andern zugezählt werden, die sich im Untertitel dieses Buches ausdrückt: Die „schönsten" schweizerdeutschen Gedichte? Hört man nicht einen ans Marktschreien anklingenden Unterton heraus, den man als unschweizerisch empfindet? Wird mit diesem Anspruch, vom Schönen das Schönste zu bieten, nicht ein vielleicht ungewolltes aber doch kränkendes Urteil über den Wert der übrigen, ausgeschlossenen Gedichte gefällt! Ein Buch und besonders ein Gedichtband ist uns immer noch eine ungewöhnlich edle Handelsware; sie sei auch entsprechend sorgsam angepriesen. Wenn die andern Händler von den Plakatwänden rufen: „Der bessere Likör!" — „Der wahre Gummischuh!", wenden wir uns lächelnd ab, obgleich der Fabrikant möglicherweise nur seine Wahrheit verkündet. Jedoch die Marke: Die „schönsten Gedichte" verdrießt den empfindsamen Leser, für den der Meien doch wohl gesammelt wurde. Er helfe sich selbst, streiche das „die" und setze „von den" (schönsten!) hin, und vom Hochwert des hier Vorhandenen überzeugt, wird er bald, wie's die Herausgeber ja ehrlich wünschen, den Weg von dieser Brunnenstube zu den Quellen selbst und den andern Zungen- und Lippenblütlern finden, die „um der Schlichtheit willen schön und darum schweizerisch" sind.

*

Us em „Schwyzer Meie".

(Herausgegeben von Adolf Guggenbühl und Georg Thürer.)

Georg Thürer, geb. 1908 (Glarus):

Veilchensuche.

Am Bach nah gugged d'Vijali,
I Wydestuude d'Bijali,
Wo d'Chätzli lys umsümmeled.
Uf em Fyrst es Amslepaar
Blast ds Flöötelied so silberklar,
As ds Tachtrauf nümme trümmelet. —
Au ds Vrini und ds Marijali
Vergässed ihri Vijali.

Elisabeth Thommen, geb. 1888 (Basel-Land):

Bim Zibelisetze.

My Mueter het albe-n-im Früehlig gseit,
We' mer d'Zibeli hei in Bode gleit:
„Bim Zibelisetze
Jo keis suurs Gsicht mache!
Gschwind es bitzeli lache!
Süscht mues me suur luege johruus, johr-y,
Mues Dag fer Dag gryne und truurig sy."
Do ha-n-i albe lut useglacht
Und ha mer us Mueters Sprüch nie vill gmacht.

Jetz tuet sech my Mueter nümm verrode,
Sie lyt sit im Winter underim Bode.
Ha hütte Zibeli gsetzt,
Ha se mit tuusig Träne gnetzt.
Tuet niemer meh säge:
„Jo keis suurs Gsicht mache,
Gschwind es bitzeli lache!"
Mues i ächt jetz johruus, johr-y
Dag fer Dag gryne und truurig sy?

Paul Haller, gest. 1920 (Aargau):

z'Nacht.

Schwarz gropet d'Nacht dr Aare noh,
Käis Stärnli schickt e Häiteri.
's mues jeden äinist 's Läbe loh
Und usem Liecht a d'Feisteri.

Hütt isch es glych au gar so still,
Ke Gäisle ghörst, ke Ysebah!
Was äine spinnt und wärche wil,
De Fade mues es Ändi ha.

Lys ruschets a dr Äich verby
Bis änevör, a d'Chlosterwog.
Und mues's den äinist gstorbe sy,
Gottlob! me chunt us mänger Plog.

Lueg, 's lauft es Liechtli usem Hus,
Und übers Wasser tanzt en Schy.
Goht äin uf Freud und Liebi us,
Z'Tratz mues er rächt eläigge sy.

Los doch und lueg, wi's Wasser schüßt
Durab, durab, 's chunt nümme z'rugg.
Probiers, wenn alles nidsi flüßt,
Öb d'obsi magst bis under d'Brugg!

Und was dr Chrüz und Chumber macht,
Chum zue mr, stand as Wasser a.
Es isch mr, s'häig no nie ke Nacht
So dunkelschwarzi Auge gha.